



Queensgate Campus der University of Huddersfield.



University of Liverpool.

ALLE ABB.: WIKIMEDIA CC

Denkanstoß

Nur „hochgeistiges Geschwätz“? Zur Verteidigung der Universitäten

Ein Blick nach Großbritannien: Wozu dienen Universitäten, fragt der Literaturwissenschaftler Stefan Collini angesichts britischer Hochschulen, die zunehmend unter dem Druck der Ökonomisierung stehen.



Das 1937 fertiggestellte Senate House der University of London.



Das London Metropolitan University Graduate Centre von Daniel Libeskind (2004).



Der Campus der University of Leicester.

VON STEFAN COLLINI

UNIVERSITÄTEN IM Vereinigten Königreich und auf der ganzen Welt werden im Sinne der Ideologie des sogenannten „freien Marktes“ umgestaltet, wobei die Studierenden als „Konsumenten“ wahrgenommen und die Qualität von Hochschulen beinahe nur noch über ihre Wirtschaftlichkeit definiert wird. Es würde eine Anmaßung meinerseits darstellen, die Situation in anderen Ländern im Detail zu bewerten, obwohl ich hervorheben möchte, dass man in anderen Teilen der Welt der Thematik durchaus großes Interesse zollt und gegen diese Ideologie des freien Marktes, so wie sie in Großbritannien immer größeren Anklang findet, Widerstand leistet. Der sinnvollste Beitrag, den ich wohl leisten kann, besteht in der Darstellung von vier allgemeingültigen Feststellungen sowohl in Bezug auf die Argumentationsweisen als auch die grundlegenden Überzeugungen, die in all diesen Debatten rund um das Hochschulwesen eine Rolle spielen. Es ist an den Kollegen anderer Universitäten (und in anderen Ländern), für sich selbst zu entscheiden, ob diese Beobachtungen in Bezug auf die lokalen Gegebenheiten überhaupt von Bedeutung sind, und, wenn ja, in welcher Hinsicht.

Eine Art geistiger Kurzschluss

Als Erstes möchte ich feststellen, dass ein fundamentaler Denkfehler bei der Rechtfertigung gegenwärtiger Hochschulpolitik in einer Art geistigem Kurzschluss begründet liegt. Offensichtlich brauche ich wohl kaum darauf hinzuweisen, dass die gegenwärtige Politik von vielen anderen, und vielleicht sogar grundlegenden, Aspekten abhängig ist. Allerdings ist dieser Denkfehler grundsätzlicher Natur und entfaltet auf die Verteidiger der Universität eine lähmende Wirkung, wenn sie sich dieser Denkfall nicht von Anfang an absolut bewusst sind. Die Mischung aus Individualismus und Instrumentalismus, die so charakteristisch für die heutigen marktkonformen Demokratien ist, verführt die politische Klasse zu der Annahme, dass ausschließlich ökonomische Prosperität und die Zufriedenheit der Verbraucher von der Allgemeinheit als wichtigste gesellschaftliche Ziele anerkannt werden. Hierin liegt die Begründung für die ständig zu beobachtende Tendenz, dieses schlussendliche Ziel zu einem unmittelbaren zu machen und zum einzigen Bewertungskriterium in Bezug auf die Aktivitäten einer Universität zu erheben.

Die Wahrheit ist natürlich, dass das Wachsen und Vertiefen von Wissen auf verschiedene Weise zum menschlichen Gedeihen beiträgt – ja tatsächlich für dieses Gedeihen von teilweise grundlegender Bedeutung ist –, sich die Wechselbeziehung zwischen beidem jedoch normalerweise auf indirekte Weise und erst langfristig zeigt. Ein Großteil der gegenwärtigen Diskussion über den zu leistenden Beitrag zum wirtschaftlichen Wachstum, oder auch die fehlgeleitete Vorstellung von „Impact“, welche jetzt Teil der Bewertung von Forschung geworden ist, stellen Beispiele dar, auf welche Weise diese komplexen Rechtfertigungsmuster zu einem Kurzschluss in der gegenwärtigen Denkweise führen. Wir haben nun den Punkt erreicht, an dem die Forderung nach Vertiefung menschlichen Verständnisses der sozialen und natürlichen Welt als oberstes Ziel der Hochschulen als hochgeistiges Geschwätz abgetan wird, wohingegen die Behauptung, dass solche Forschungsaktivitäten auf indirekte Weise so und so viele Milliarden Pfund zur Wirtschaft beitrügen, als machtvoll demokratisches Argument betrachtet wird. Wir werden erst dann erfolgreich für die Universitäten einstehen können, wenn es uns gelingt, die Prämissen, die hinter dieser Ansicht stehen, in Frage zu stellen.

Universitäten: demokratisch und/oder elitär?

Ein zweiter Aspekt liegt in der Neigung der Verteidiger der Universität, diese als Institution darzustellen, die einen Beitrag zur Förderung sämtlicher sozialer Werte leistet, einschließlich der Gleichheit, der sozialen Mobilität und überhaupt der allgemeinen Nettigkeit. Zusätzlich ist eine weitere Tendenz feststellbar – und diesen Aspekt in einem Beitrag ausgerechnet für diese Zeitschrift [Power & Education, d. Red.] anzusprechen ist sicherlich etwas delikates –, eine Tendenz, Hochschulen als natürliches Habitat für etablierte linke Wertvorstellungen darzustellen. Dies scheint mir ein Fehler zu sein, und zwar sowohl als Tatsachenbehauptung an sich als auch aus taktischen Gründen. Heute dient der Begriff „elitär“ als endgültiger Todesstoß für jegliche Argumentation oder Position. Dennoch, so denke ich, sollten wir anerkennen, dass Hochschulen in einem gewissen Sinne von Natur aus elitäre Einrichtungen sind. Natürlich ist es richtig, dass geistige Erörterung auf gewisse Weise ein grundlegend demokratischer Vorgang ist – entscheidend sind die besten Argumente

und die beste Beweisführung, gleichgültig, wer deren Urheber sein mag –, andererseits ist dieser Vorgang auch immer selektiver Natur. Nicht jeder ist gleichermaßen im Besitz der erforderlichen Fähigkeiten, solche Erörterungen auch durchzuführen. Und wo auch immer diese Wertvorstellungen miteinander in Konflikt geraten, muss für die Universitäten die Vertiefung von Wissen von oberster Priorität sein und eben nicht die Förderung wünschenswerter, kollateral verwandter Werte, ganz egal, wie unerquicklich dies auch sein mag. Ich persönlich bin strikt gegen die Vorstellung, dass wir im Namen der sozialen Mobilität alles auf eine Karte setzen sollten, teils, weil diese Vorstellung selbst auf irrigen Annahmen beruht, die oft allein die langfristige Wohlstandsentwicklung und die Ersetzung manueller Arbeit durch akademische Berufe in den Vordergrund rücken, aber auch, weil diese Denkweise dazu führen würde, die Aktivitäten von Universitäten allein vom Standpunkt der späteren Erwerbsmuster der Absolventen zu bewerten. Es ist genau diese Art der reduktiven und instrumentellen Bewertung, welche wir genereller in Frage stellen müssen.

Im Uhrzeigersinn v. l. oben:
Verwaltungsgebäude der
University of Bath, University
College in Durham Castle,
Brunel University London und
die King's College Chapel der
Cambridge University.



Aus all dem folgt, dass wir Übertreibungen vermeiden müssen, wenn wir argumentieren, dass Bildung ein öffentliches Gut ist. Die Verteidiger der Hochschulbildung neigen nicht nur dazu, die Universitäten als Vertreter fast aller gegenwärtig gültigen moralischen und politischen Wertvorstellungen darzustellen, sondern als geradezu notwendiges, ja manchmal sogar einzig ausreichendes Instrument zu deren Verwirklichung. Aber so leid es mir tut, darauf hinweisen zu müssen: Universitäten können keinesfalls als Instrument zur Steigerung der allgemeinen Nettigkeit dienen. Natürlich dürfen wir hoffen, dass unser Beitrag zur Erweiterung des kulturellen Bewusstseins der Menschen nicht dazu führt, ihre Fähigkeit zur Mitmenschlichkeit einzuschränken, allerdings ist es auch durchaus möglich, dass wir keine Einflussmöglichkeiten im positiven wie auch negativen Sinne besitzen. Fast alle Argumente, die darauf hinzuweisen scheinen, dass Gelehrtheit, Wissenschaft oder Kultur ihre Protagonisten zu „besseren Menschen“ machen, erweisen sich durch offensichtliche Gegenbeispiele als erschreckend schnell

widerlegbar. Die Tatsache, dass jemand einen bahnbrechenden Durchbruch im Verständnis der Natur erzielen kann und gleichzeitig in anderen Lebensbereichen ein fürchterliches Verhalten an den Tag legt und abstoßende politische Meinungen vertritt, kann nicht als Argument gegen den Wert wissenschaftlicher Forschung herhalten. Das disziplinierte Gedankenspiel zu einem gegebenen Thema, welches das Herz gelehrter und wissenschaftlicher Erörterung bildet, stellt eine grundsätzlich kognitive Leistung dar, keine moralische, zumindest nicht im direkten Sinne.

Quantität vor Qualität

Drittens wird die öffentliche Debatte über die Hochschulen erheblich erschwert durch den Zwang, Qualitätsurteile durch möglichst hohe Quantitätsmessungen zu ersetzen. Ich bin mir sicher, dass jeder von uns zahlreiche Beispiele hierfür anführen kann, aber die unbequeme Wahrheit ist, dass die Vorherrschaft von Leistungskennzahlen und all das andere Geschwafel und Fachchinesisch des New Public

Im Uhrzeigersinn v. l. oben:
Die neugotische Keele Hall der Keele University, der Campus der Aston University in Birmingham, Old Quadrangle der University of Manchester und die Bibliothek der Coventry University aus dem Jahr 2000.



Management nicht nur verdeutlichen, wie dem System die Agenda der Manager- und Geschäftswelt aufgezwungen wird, sondern auch auf Mutlosigkeit innerhalb des Hochschulsystems selbst hinweisen. Wir sollten es nicht hinnehmen, dass Bewertungen auf persönlicher oder willkürlicher Grundlage vorgenommen werden: Bewertungen müssen auf Begründungen fußen, und manche Begründungen können sinnvoller sein als andere. Tatsächlich führen wir alle unser Leben auf Grundlage dieser Annahme, aber manchmal scheinen wir unser Vertrauen in sie zu verlieren, und zwar, wenn wir mit der Einstellung konfrontiert werden, dass im Rahmen der öffentlichen Debatte ausschließlich das als objektiv betrachtet werden kann, was auch messbar ist.

Lassen Sie mich diese Neigung anhand eines weniger offensichtlich erscheinenden Beispiels illustrieren, und zwar anhand einer Sache, an die wir uns in den letzten Jahren schon allzu sehr gewöhnt haben, die aber eine weitere Ausdrucksform der gegenwärtigen Unsicherheit der Hochschulwelt in Bezug auf ihre gesellschaftliche Position und Funktion darstellt: die Versessenheit auf internationale „Ranglisten“. Wann auch immer deren vermeintliche Befunde vorteilhaft erscheinen, werden sie gerne öffentlichkeitswirksam zu Propagandazwecken zitiert, wobei jedoch die Wahrheit ist, dass sie praktisch wertlos sind. In vielerlei Hinsicht sind die Daten gar nicht auf strikt vergleichbarer Basis vorhanden, und die Abhängigkeit von subjektiven und unzureichenden Meinungsumfragen bietet kaum Zugang zu verlässlicher wie auch brauchbarer Information. Hinzu kommt, dass diese Ranglisten der „Großforschung“ unzulässiges Gewicht zusprechen: Die resultierenden Rankings verraten uns einiges, was den Kostenaufwand der Forschungsprojekte verschiedener Universitäten angeht, und dies wird als vereinfachte Ersatzlösung akzeptiert, wenn es um die hartnäckigen Problematiken geht, welche sich bei der Entscheidungsfindung ergeben, ob nun die eine Universität „besser“ ist als die andere (in welcher Hinsicht auch immer). Dabei ist die Frage, für wen dies von Bedeutung ist und warum, selbst von einigem Interesse.

Vor allen Dingen sollten aber wir die vorschnelle Annahme, dass sich die Hochschulen auf die eine oder andere Weise in einer Art ständigem, weltweiten Konkurrenzkampf befinden, in Frage stellen. Diese Annahme stellt selbst eine

Transposition umfassenderer Hypothesen in Bezug auf die zentrale Bedeutung nationalen wirtschaftlichen Konkurrenzdenkens dar. Die in diesem Zusammenhang verwendete Sprache ist verräterisch, sie deutet auf eine Art Merkantilismus des Geistes hin, auf eine Angst, dass der Vorrat an nationalem Wohlstand durch den Erfolg fremder Wirtschaftsunternehmen eher ab- statt zunehmen wird. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit und Leichtigkeit dieser Sprachgebrauch während der letzten zwei oder drei Jahrzehnte heimisch geworden ist, und das, obwohl er schädlich ist für die inhärente partnerschaftliche Natur jeglicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

Das „Champions-League-Syndrom“

Auf diese Art und Weise wird die Diskussion über die Hochschulen, so wie die über viele andere Themen, vom „Champions-League-Syndrom“ geradezu heimgesucht. Es wird einfach vorausgesetzt, dass alle „Top-“Universitäten in derselben „Liga“ „spielen“ – ich nutze die Anführungsstriche mit voller Absicht auf diese aufdringliche Weise, um darauf hinzuweisen, wie fehlgeleitet diese wohlbekannten Metaphern sind. Die Selbstachtung der Nation, schon immer eine eitle und alberne Eigenheit, wird gerade dazu eingesetzt, Universitäten so zu formen, dass sie mit den großen amerikanischen Elitehochschulen mithalten können. Ein Großteil der Möglichkeiten, wie eine bestimmte Universität auf allgemeinere Art dazu beitragen könnte, die Maßstäbe gelehrter und wissenschaftlicher Erörterung zu erhalten, oder die Art und Weise, wie ein Hochschulwesen als Ganzes die Bedürfnisse seiner heimischen Gesellschaft erfüllen könnte, all dies wird schlicht und ergreifend ignoriert – zum Teil natürlich, da es sowieso nicht möglich ist, die Antworten auf solche Fragen auf die Pseudo-Objektivität der tabellarischen Darstellungsform zu übertragen. Die Wahrheit ist jedoch, dass sich der transnationale Charakter intellektueller Erörterung schon lange vor dem modischen Gerede von „Globalisierung“ etabliert hatte, genau wie die solchen Erörterungen innewohnende, kollaborative Zusammenarbeit den heuchlerischen Humbug von internationaler „Konkurrenz“ Lügen straft.

Was macht Universitäten wertvoll?

Nun zu meiner vierten und letzten Beobachtung: In den letzten zwei Jahren wurden in Bezug auf die Hochschulfrage eine große Anzahl von Büchern und Artikeln veröffentlicht und viele Konferenzen abgehalten. Allerdings

herrscht die ganz offensichtliche Gefahr, dass all dies nur dazu dient, vor einem bereits bekehrten Publikum zu predigen. Es erscheint mir von großer Wichtigkeit hervorzuheben, dass es sich hierbei nicht um Partikularinteressen oder das spezielle Plädoyer einer Interessensgruppe, bestehend aus Akademikern und den jetzigen Studierenden, handelt. Wir müssen uns größere Mühe geben, unser Anliegen der Öffentlichkeit als Ganzes näherzubringen, deutlich zu machen, was an der Tätigkeit der Universitäten so einzigartig und wertvoll ist. Ich hege den Verdacht, dass in der weiten Öffentlichkeit ein sehr viel größeres Interesse und eine unterschwellige Wertschätzung der Arbeit von Hochschulen vorherrscht, als die gegenwärtige engstirnige Abwehrhaltung im offiziellen Diskurs je erahnen ließe. Wann immer ich Reden vor Zuhörern außerhalb von Universitäten halte (unter denen natürlich in diesen Tagen einige Absolventen sein mögen), fühle ich mich beeindruckt vom Ausmaß an Neugierde über und Enthusiasmus für Ideen und das Streben nach tieferem Verständnis, sei es in Bezug auf Geschichte, Literatur, Physik, Biologie oder welches Feld auch immer. Manche dieser Zuhörer mögen nicht die Gelegenheit gehabt haben, diese Fächer selber zu studieren, aber sie möchten unbedingt, dass ihre Kinder diese Möglichkeit bekommen. Andere haben in ihrem Leben vielleicht nur einen begrenzten und vielleicht nicht allzu glücklichen Einblick in die Welt der akademischen Bildung erlangt, entdecken nun aber als Erwachsene ein lebhaftes Laieninteresse und lesen sich in diese Themen ein. Andere wiederum mögen im Ruhestand Berufe hinter sich gelassen haben, die zum größten Teil nicht ihren intellektuellen und ästhetischen Neigungen entsprachen, und sind nun auf der Suche nach geistiger Anregung.

DER AUTOR

Prof. Stefan Collini, Mitglied der British Academy, ist emeritierter Professor of Intellectual History and English Literature an der University of Cambridge. Als Literaturkritiker schreibt er u. a. Essays für „The Times Literary Supplement“, „The Nation“ und „London Review of Books“. Seine Bücher „Absent Minds: Intellectuals in Britain“ (2006) und „What Are Universities For?“ (2012) wurden in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert. Er gilt als einer der schärfsten Kritiker der Bürokratisierung und Ökonomisierung der britischen Hochschulpolitik.

Solche Zuhörer möchten nicht hören, dass wir den Erfolg einer Hochschulausbildung daran bemessen, wie viel mehr ein Absolvent verdient als jemand ohne Abschluss, genauso wenig wie sie hören möchten, wie viel Gelehrsamkeit und Wissenschaft indirekt zum Bruttoinlandsprodukt beitragen mögen. Sie sind vielmehr empfänglich für die Romantik von Ideen und die Macht der Schönheit. Sie wollen mehr wissen über weit entfernte Zeiten und weit entfernte Welten. Sie erwarten einen kreativeren Umgang mit Sprache, exakter und ausdrucksstärker, als dies in der Arbeitswelt normalerweise

der Fall ist. Sie sind erpicht zu wissen, dass es irgendwo da draußen Felder gibt, in denen das menschliche Verständnis an seine Grenzen geführt wird, völlig unabhängig von irgendwelchem praktischen Nutzen. Es ist unnötig zu betonen, dass diese Zuhörer nicht alle dieselbe Meinung teilen, und nicht alle Gesellschaftsschichten sind gleichermaßen vertreten. Zu verschiedenen Zeitpunkten in ihrem Leben mögen sie andere Prioritäten setzen, und es wird immer einen Wettstreit mit anderen Interessen und Neigungen geben. Aber es ist doch auffällig und sicherlich auch bedauerlich, wie wenig die öffentliche Debatte über das Hochschulwesen im heutigen Großbritannien (und, wie ich glaube, auch anderswo) auf diesen weit verbreiteten Enthusiasmus seitens gewöhnlicher intelligenter Bürger eingeht und wie selten die Forderung erhoben wird, dass es Orte geben sollte, an denen diese Art von Erörterungen auf höchstem Niveau vorgenommen werden. Ein Teil des Problems mag darin bestehen, dass Hochschulen hochgradig erfolgreich darin sind, neue Wissensformen zu etablieren, wohingegen sie nicht immer gut darin sind, auch zu vermitteln, was genau da eigentlich geschieht, wenn sie dies tun.

Natürlich sollten wir durchaus auch zugeben, dass die heutigen Universitäten in der Praxis einige ihrer grundlegenden Aufgaben nicht allzu gut erfüllen, besonders wenn es sich um solche Angelegenheiten wie *contact hours* im Studium handelt. Dies unter den Teppich zu kehren, würde ein weiteres Mal bedeuten, die Intelligenz der Öffentlichkeit zu unterschätzen, die sich sehr wohl bewusst ist, dass es viele Probleme in unserer überlaufenen, überregulierten Hochschullandschaft gibt.

Wissenschaft und Gelehrsamkeit stärken

Lassen Sie mich zum Schluss noch darauf eingehen, dass die aktuelle Debatte zum Hochschulwesen daran krankt, dass sie sich beinahe ausschließlich auf die Frage der Finanzierung beschränkt (eine Einschränkung ganz im Einklang mit der Übermacht rein wirtschaftlicher Erwägungen), aber auch das Hauptaugenmerk in übermäßiger Weise auf das grundständige Studium richtet. Ein alternativer Ansatz mag darin bestehen, unseren Blick darauf zu lenken, was wir als gute Arbeit in Gelehrsamkeit und Wissenschaft wertschätzen und bewundern, und dann zu überlegen, welche Umstände zur Erreichung solcher Arbeit förderlich sind. Die Universitäten sind sicher nicht die einzigen



Orte, an denen solche Arbeit geleistet wird, selbst heutzutage nicht, aber sie führen ohne Frage den Löwenanteil derartiger Forschungen durch. Die Lehre spielt natürlich in den meisten Universitäten die Hauptrolle, sie deckt aber bei Weitem nicht das gesamte Spektrum ab. Große Universitäten stellen komplexe Organismen dar, in denen sich eine außergewöhnliche Vielfalt an intellektueller, wissenschaftlicher und kultureller Aktivität entfaltet, und die Bedeutung und der Wert eines Großteils dessen, was innerhalb ihrer Mauern stattfindet, lässt sich nicht auf ein einziges nationales Rahmenkonzept oder die gegenwärtige Generation beschränken. Hochschulen sind zu einem wichtigen Medium geworden – vielleicht zum wichtigsten institutionellen Medium –, dessen Aufgabe es ist, das intellektuelle, wissenschaftliche und künstlerische Erbe der Menschheit zu erhalten, zu verstehen, zu erweitern und den künftigen Generationen zur Verfügung zu stellen. Es erstaunt mich immer wieder, dass von potentiellen Spendern vorausgesetzt wird, dass sie diese Wahrheit sehr wohl verstehen,

dass aber das mystische Wesen namens „Steuerzahler“ dieser Erkenntnis komplett unfähig erachtet wird. Ich behaupte weder, dass es eine leichte Aufgabe sein wird, größere Teile der Öffentlichkeit zu umfangreicherer Unterstützung der Universitäten zu bewegen, noch würde dies allein ausreichen, um die schädlichen Auswirkungen der gegenwärtigen Politik abzuwehren oder umzukehren. Allerdings denke ich, dass wir nicht so zaghaft in unserer Vorgehensweise sein sollten, wenn wir das Hochschulwesen im passenden intellektuellen, wissenschaftlichen und kulturellen Kontext verteidigen. Und ich bin der Überzeugung, dass wir nicht so pessimistisch oder herablassend sein sollten, von vornherein davon auszugehen, dass ein großer Teil unserer Mitbürger solchen Forderungen gegenüber gänzlich unempfindlich wäre. ■

Im Uhrzeigersinn v. l. oben: das Charles Carter Building der Lancaster University, das Venn Building der University of Hull, das Robert Hooke Building der Open University in Milton Keynes und das Hauptgebäude der University of Leeds von 1951.

ALLE BILDER: WIKIMEDIA CC

Hinweis

Der Beitrag erschien zuerst in: Power & Education, 2015, Vol. 7(1), 29–33. Übersetzung aus dem Englischen: Florian Neubert M. A.